

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 12

Artikel: Die Fänggen : aus der Alpensage
Autor: Luck, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Fänggen.

Aus der Alpensage.

Von Georg Luz, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wie ein altgrau Moos, so heftet sich die Sage an die Landschaft, unzergränglich. Zäher haftet sie wohl nirgends als in den weit abgelegenen Alpenthälern, die noch unberührt geblieben sind von der Umrast der neuen Zeit, wo die Tage einförmig und gemächlich dahinschlendern ohne Dampfkraft und Elektrizität, wo altväterische Leute in den wettergebräunten Holzhäusern wohnen, wo das Truderkreuz noch an jeder Thürschwelle zu finden ist und die handfeste Familienbibel auf dem Gestimpe. Ein solches Sagenland ist zum Teil noch der Kanton Graubünden, das rhätische Hochgebirge, wenigstens soweit nicht das Kurwesen und die Hotelwirtschaft die althergebrachten Lebensverhältnisse des Vespers verändert oder umgestaltet haben. Hier ist noch, wie im Wallis, das alte Bergland mit den schlichten Bauernhöfen und für den Sagenfreund ein überaus dankbares Gebiet. Hier, wo die Heerstraßen aus deutschem und welschem Land nach den Bergübergängen zusammenlaufen und in sturmbelegten Zeiten die Völkerschaften aus allen Himmelsstrichen zusammenführten, wo die deutschen Kaiser auf ihren Römerfahrten durchgezogen sind und späterhin die Franzosen, Spanier, Oesterreicher, Mailänder, Venezier, die Russen und sogar die Schweden um Weg und Durchpaß kämpften, da hat auch die Sagenwelt ein ungemein mannigfaltiges Gepräge erhalten und bewahrt bis auf den heutigen Tag.

Freilich, der Grundstock ist unverkennbar deutsches Gut, deutsche Sage. Was von den flüchtig durchziehenden fremden Völkerscharen an alten Ueberlieferungen haften geblieben ist, vermag dagegen nicht aufzukommen, und auch die italienischen Gebiete Graubündens und die Thäler, wo heute noch die alte rhätoromanische Sprache gesprochen wird, sind an Sagenstoffen ganz auffallend ärmer als die von den Deutschen besiedelten Gegenden. Hier hat sich ein fernhaftes Stück der nordischen Volkssage überliefert, das noch heute in dem Gedankenkreise der Bergbewohner eine gewisse Bedeutung einnimmt und tiefer wurzelt, als man gemeinlich annimmt. Zwar sind diese Sagen keineswegs reine und unverfälschte Ueberlieferungen der nordischen, aber gerade dadurch gewinnen sie an selbständigem Werte, daß sie neben den allgemeinen durchaus eigenartige charakteristische Züge aufweisen, die man anderwärts nicht kennt. Dies gibt den Sagengebilden der Graubündner Alpen ihre lokale Färbung und somit auch gewissermaßen die Daseinsberechtigung neben den allbekannten Urbildern.

Diese Eigenart ist besonders scharf ausgeprägt in den Ueberlieferungen von jagenhaften Ureinwohnern der Wälder und Hochgebirge, von den sogenannten Wildmännli oder Wildfänggen. Dies sind die am deutlichsten hervortretenden Gestalten des rhätischen Sagenvolkes und entsprechen etwa den Zwergen der nordischen Sage. Nicht umsonst führt der Kanton Graubünden den wilden Mann in seinem Wappen, diese nackte bärtige Figur mit der ausgerissenen Tanne in der Hand als Sinnbild der ungestümen Kraft. Allerdings ist dieser Wappenmann ein Riese, während die landläufige Vorstellung des Wildfänggen eines Zwerges ist. Doch dieser Unterschied ist nebenbei. Die Wesensart ist dieselbe und kennzeichnet diese Wilden in jeder Beziehung als die halb dämonischen, halb menschlichen, jagenhaften Urbewohner eines rauen Gebirgslandes, die sich vor der Einwanderung der Menschen und ihrer Kultur in die Waldschluchten und Felshöhlen zurückziehen und zuletzt ganz verschwinden.

Die Wildmännchen der rhätischen Sage waren, wie gesagt, ein zwerghaftes Geschlecht, aber von großer Kraft, Gewandtheit und rauher Natur. Man mag sich, um ein ungefähres Bild von ihnen zu erhalten, einen Zwerg vorstellen mit gebrungenem Körper und harten Gesichtszügen, die aussehen, wie aus rissiger Tannennrinde geschnitten. Sie liefen, wie die Sage erzählt, im Sommer halb oder ganz nackt umher; im Winter bekleideten sie sich mit Tannenspechten oder Tierfellen. Uebrigens war ihre abgehärtete Haut zum guten Teil mit dichten Haaren bewachsen. Sie galten als unvergleichliche Läufer und Kletterer. Darin übertrafen sie die kühnsten Gensjäger und entwickelten eine fast übernatürliche Behendigkeit. Keine Felswand war ihnen zu steil. Sie kletterten daran empor

wie die Mauerspechte. Oft schleppten sie dabei noch ihre Kinder mit, die die Weiber mit den eigenen Haupthaaren sich auf den Rücken oder an die Hüfte gebunden hatten. Um sich den Schwindel zu nehmen, tranken sie Gemsmilch und das beim Laufen hinderliche Seitenstechen beseitigten sie gründlich durch das Herausschneiden der Milz. So erzählt der Volksmund von diesen seltsamen Geschöpfen, und es ist erstaunlich, wie viele intime und charakteristische Züge sich über ihr Wesen und Treiben erhalten haben. Es sind ihrer noch manch andere. In einigen tritt die geheimnisvolle, dämonische Seite der Fänggenatur ins Licht. So wird gesagt: Sie besaßen die Gabe, wilde Tiere, wie Gemsen, Füchse und Wölfe zu zähmen und sich dienstbar zu machen, die ersteren als Milchkühe, die letzteren als Reittiere. „Schotte“ (Käsemlch) konnten sie in flüssiges Gold verwandeln. In den Nachtstunden, zwischen dem Abend- und Morgenläuten, besaßen sie geheimnisvolle Zanberkraft, die in die Ferne wirkte. Durch Beschwörungen und Verwünschungen vermochten sie nach Belieben Gutes oder Böses zu üben. Sie waren Wunderdoktoren ohnegleichen. Sie verstanden auch die Kunst, sich zeitweilig unsichtbar zu machen, wenn auch von einer Tarnkappe oder einer ähnlichen Kopfbedeckung nirgends die Rede ist. Menschliche Gespräche hörten und verstanden sie auf stundenweite Entfernungen. Sie waren die besten Wettermacher und Wetterpropheten der Welt.

Nichts war ihnen so sehr zuwider, als die Undankbarkeit der Menschen und der Föhnwind. Sobald sie sich von einem Menschenkinde übervorteilt oder ihrer Geheimnisse beraubt sahen, entflohen sie auf immer aus dem Thale. Den Föhn haßten und fürchteten sie dermaßen, daß sie jedesmal, wenn dieser ungestüme, bedrückende Südwind durch die Thäler stürmte, sich in ihre Höhlen (im Volksmund „Balmen“ genannt) verkrochen und nicht eher wieder zum Vorschein kamen, bis der Wind von einer andern Seite wehte. Ein volkstümliches Sprichwort, das noch heutzutage vielfach umgeht, sagt:

Wenn alle Wetter Wetter sind,
Das ärgst' ist doch der Wind.

Diese Worte sollen von den Fänggen herrühren und sich speziell auf den Föhn beziehen, der in den Graubündner Bergen als Schneebrecher und Brandstifter eine vielfach verhängnisvolle, im ganzen aber doch wohlthätige Rolle spielt, da er in den nördlichen Thälern die Kulturen, den Obst- und Weinbau, mächtig fördert.

Von all den vielen Sagengegestalten dieser Alpenwelt traten die Fänggen am häufigsten und nächsten mit den Menschen in Berührung. Wir sehen in ihnen das wilde naturwüchsige Urbild des Vespers, ein Geschöpf von Menschenart, aber in der Entwicklung und Zivilisation einen weiten Schritt zurückgeblieben, das Kind der Wildnis ohne Herd und Heimstatt, das sich von Zeit zu Zeit mit unwiderstehlichem Drange hingezogen fühlt zu den wesenverwandten Bergbewohnern, die mit Art und Sinne immer tiefer in die weltentlegenen Hochthäler eingedrungen waren. Da schleicht sich das Fänggenkind aus dem Waldesdunkel in die Nähe der heimeligen Hütten und bietet der Bäuerin oder dem Kuhhirten seine demüthigen Dienste an, die es mit erstaunlichem Geschick und ohne Anspruch auf Belohnung verrichtet. Sie waren die besten Hirten, die es je gegeben. Wo ein Fängge die Ziegen oder Schafe weidete, da waren sie gut versorgt. Sie wurden rund und fett, und niemals verunglückte eines der Tiere. Jeden Morgen holte der geheimnisvolle Hirte die Herde in der Nähe des Dorfes ab und brachte sie am Abend wohlbehalten auf die nämliche Stelle zurück. So erzählt die Sage von einem solchen „wildem Gaisler“. Niemals getraute er sich über die Schwelle eines Hauses. Beim Herannahen eines Menschen ergriff er schleunigst die Flucht. Die Bäuerin hingte ihm seine Akgung, Brot und Käse, in einem Bündel ein an den Haselstrauch am Wegrande und holte am Abend das leere Tüchlein ab. Als der Winter kam und die Geißen kein grünes Laub mehr fanden, da galt es den Hirten zu verabschieden. Die gute Frau erbarmte sich des armfelig nackten Wichtes und hingte ihm am letzten Morgen ein paar neue leberne Kniehöschchen an die Staupe. Das war

aber ganz verfehlt. Der Fängge zog die Hosen an, sprang vor Freude hoch in die Luft und rief gegen das Dorf hinunter:

Was wollt' ein solcher Weideleemann

In solchen Hosen weidelen gan!

Er kam niemals wieder, da er es für unter seiner Würde hielt, in solcher Ausstattung künftig den geringen Dienst eines Ziegenhirten zu verrichten. Eine ähnliche Sage erzählt von einem geschenkten Paar Schuhe, die der Fängge in seiner Eile zuerst auf den Kopf setzen wollte, dann aber an die Füße zog, worauf er ebenfalls für immer verschwand. Die Sage redet übrigens auch von Fängginen, die sich bei den Bauern als Mägde verdingten und durch ihre Kraft und Gewandtheit in allen Dingen ganz Erstaunliches leisteten.

Manchmal stellten sich die wilden Männlein auch nur ganz vorübergehend, zu gelegentlichen Handreichungen in den Dienst der Menschen, in der Alpbütte beim Käsen, wo sie den Sennen manche wertvolle Lehre brachten, auf der Alpwiese beim Heuen, wenn ein Gewitter drohte, und beim Holzfällen im einsamen Hochwalde. So erzählt eine kleine Geschichte: Im Schanfiggerthale, auf einer Waldblichtung hoch am Berge, war einst ein Bauer mit Holzspalten beschäftigt. Nicht weit davon war eine wild zerklüftete „Fluh“ oder Felswand, in deren Spalten eine Gesellschaft jener wilden Leuten Unterschlupf gefunden hatte. Der Mann spaltete sein Holz, Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und seine Streiche hallten weit durch den schweigenden Forst. Da geschah es hin und wieder, daß das eine oder andere der wilden Männlein, durch die eintönigen Schläge der Holzart angelockt, in die Lichtung herauf kam und dem einsamen Mann bei seiner Arbeit zuschaute, oder wohl auch hie und da ein wenig mithalf. Eines Tages gab dem Holzhacker ein recht knorriger Klotz besonders viel zu schaffen. Da griff auch das Wildmännlein hilfsbereit zu und wollte mit den Händen das weitklaffende Holzstück vollends auseinander zerren. Aber o weh, bei dieser unzulänglichen Kraftanstrengung sprang der Keil aus der Spalte, diese klappte plötzlich zusammen und der Fängge war mit allen zehn Fingern eingeklemmt und gefangen. Er stieß ein klägliches Jammergehül aus. Dem Holzhacker wurde darüber so bange, daß er schleunigst davon lief und das kreischende Fängglein zappeln ließ. Doch bald nahte diesem Hilfe von der Fluh her. Die andern Wildmännchen kamen in Scharen gelaufen, versammelten sich um den Gefangenen und fragten: „Wer than?“ Der Eingeklemmte antwortete der Wahrheit gemäß: „Selb than!“ Da kehrten ihm die andern spöttisch den Rücken mit den Worten: „Selb than, selb han!“ Schon waren sie im Begriffe, wieder davon zu laufen und den Verspotteten im Stiche zu lassen, als dieser sich eines besseren besann und ihnen ganz verzweifelt nachrief: „Mann than!“ Das half. Die Genossen befreiten ihn mit vereinten Kräften aus der ungemüthlichen Lage und die ganze Gesellschaft lief, die Undankbarkeit dieser Welt verwünschend, der Schlucht zu, und seither hat sich in dieser Gegend keines mehr blicken lassen.

Das ist der immer wiederkehrende Schluß dieser Fänggen-Geschichten: „und seither sah man sie niemals wieder.“ Manchmal flohen sie auch, weil sie von den bösen Menschen wirklich überlistet wurden.

Bei einem Brunnen am Waldsaume sah man in Sommerszeit ein Fänggenmännlein regelmäßig seinen Durst stillen an der kühlen Flut. Uebermüthige Burschen des Dorfes bauten auf diese Wahrnehmung einen frechen Plan, das Wildmännlein zu überlisten und zu fangen. Sie füllten den einen Trug des Brunnens mit Wein, den andern mit Brantwein. Bald darauf kam der Fängge müde und durstig aus dem Tannenbusch geschlichen. Er wollte aus dem ersten Truge trinken; aber die rote Farbe machte ihn argwöhnisch. Mit schlaunem Augenzwinkern rief er aus: „Köteli, Köteli, du betrügst mi nit“, und trank von dem wasserklaren Brantwein, bis er völlig berauscht war. Da kamen die bösen Buben aus ihrem Versteck hervor, fingen das taumelnde Männlein mit leichter Mühe und führten es gebunden ins Dorf hinunter. Die Bewohnererschaft war auf dem Kirchplatz versammelt, als das Jungvolk den seltenen Vogel unter lautem Jubel auf das Rathhaus brachte. Da begannen sie das Wildmännchen zu quälen, in der Erwartung, allerlei Zauberkennnisse von ihm zu erpressen. Der Fängge, mittlerweile nüchtern geworden, versprach, ihnen eine Lehre zu geben, die von unschätzbarem Werte sei; zuerst aber müsse man ihn freilassen. Das geschah. Das Wildmännlein aber sprang mit einem kühnen Satz zum Fenster hinaus und mit der Schnelligkeit eines Hasen dem Walde zu. Auf halbem

Wege aber wandte er sich um, die versprochene Lehre zu geben. Sie lautete:

Im schönen Wetter nimm's Mänteli mit,

Im Leiden (schlechten) thue, wie d'wit.

Sogar eine alte Chronik, die des Hans Arbüser, erzählt von einem gefangenen Fänggen, den die frommen Landsleute nach Rom zum Papste schickten. Was der mit ihm angefangen, ist leider nicht gemeldet. Die Notiz ist übrigens insofern bezeichnend, als sie ein neuer Beweis dafür ist, daß die Fänggen als verstockte Heiden galten, die man mit Gewalt den Quellen des Heiles zuführen müsse. Noch deutlicher verrät sich das Heidentum der Fänggen in ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen den Glockenklang. In einem Tobel bei Furna, einer Berggemeinde im Prättigau, wohnten die Fänggen in alter Zeit zahlreicher als anderswo, als man aber die ersten Kirchenglocken mit schwerer Mühe' den Berg hinaufgeschleppt habe, da sei das Heidenvölklein scharenweise ausgezogen, mit Rind und Kegel, auf Nimmerwiedersehen.

Nur ausnahmsweise hört man davon, daß die Fänggen im Besitze geheimer Schätze waren; in dieser Beziehung unterscheiden sie sich von den Zwergen, und auch darin, daß sie meistens einzeln umherschweiften. In späteren Jahrhunderten war das Erscheinen eines Fänggen von über Vorbedeutung. Wo die Wunderzeichen, die Kometen, Nebensonnen, Feuerkugeln und Geistererscheinungen zur Sprache kommen, da erwähnen die Chroniken mitunter auch, daß man hier oder dort „wild' Lüt“ gesehen, zur Befräftigung der Prophezeiungen von „Kriegsläufen“, Pestilenzen, Feuersbrünsten und andern Unheimlichkeiten.

Hin und wieder scheinen die Fänggen den Menschen auch unmittelbar gefährlich geworden zu sein. Es ist eine der interessantesten Fänggen-Sagen, die von dem Holzweibchen handelt, die einem einsamen Mann in mancherlicher Absicht zu Leibe gerückt ist:

Am Hochwang, der mit seinen zerrissenen Felsrändern stolz und trotzig auf den jungen Rhein heraberblickt, liegt, weit in dunklen Fichtenwäldern verloren, eine stille Waldwiese, die „Matafa“ genannt, mit einem einsamen Gehöfte. Vor grauer Zeit wartete hier ein Aelpler einen Winter lang ganz allein seiner Viehhabe, stundenweit entfernt von den nächsten menschlichen Wohnungen. Da geschah es, daß von Zeit zu Zeit aus dem nahen Walde eine Fänggin auf Besuch kam. Der Mann ließ sich das gefallen, obwohl ihm das Holzweibchen gar nicht gefiel. Sie hatte unheimlich spitzige Zähne, langes grobes Flachshaar und auch sonst kein vertrauenerweckendes Aussehen. Der Mann aber fürchtete sich trotz alledem nicht; er hatte einen großen und starken Hund bei sich, auf dessen Schutz und Hilfe er für alle Notfälle zählen konnte. Das Holzweibchen schien das auch zu wissen, denn sie klagte beständig, der Hund mache ihr Angst, und er, der Bauer, möchte das knurrige Tier doch anbinden. Das fiel ihm nun gar nicht ein; er widerstand den Bitten beharrlich und entgegnete einmal zur Ausrede, er habe keinen Strick bei sich. „Dem ist bald geholfen“, rief die Holz-mutter, griff nach ihrem Kopf und reichte dem Manne eines ihrer Haare, das beinahe so lang war wie ein Pferdezügel. Der Aelpler nahm das Haar und trat mit dem Hunde hinter den Ofen, band das Tier aber nicht an, sondern befahl ihm nur mit leiser Stimme, sich im Verstecke niederzulegen und ruhig zu bleiben. Als der Mann wieder hinter dem Ofen hervorkam, sah er zu seinem starren Entsetzen, daß das wilde Wesen mit affenartiger Behendigkeit an den Wänden hinauf-lief, über die Gestecke hin- und hersprang und bössartig die Zähne fletschte. Plötzlich sprang das Fänggenweibchen mit grimmigem Gekreisch auf den Mann zu und griff mit ihren scharf bekrallten Fingern in mörderischer Absicht nach seiner Kehle. Der Ueberfallene wehrte sich so gut es ging und rief aus Leibeskräften seinen treuen Hund herbei. Der kam mit einem gewaltigen Sprung auf das Weibchen los, riß es seinem Herrn vom Leibe, und wie die wilde Jagd ging es Kopf über Hals, das Holzweib voran und der Hund hinterdrein, zum Fenster hinaus und über die Wiesen hinunter in den Waldgrund. Erst am andern Tage kam das tapferere Tier blutend und ganz erschöpft in die Hütte zurück. Die unheimliche Fänggin aber ist nicht mehr dahin gekommen, und es heißt, von da an sei die ganze Sippchaft aus dem Revier verschwunden. Als aber der bejagte Aelpler einige Tage später hinter dem Ofen nach dem seltsam langen Haare forschte, fand er dieses nicht, wohl aber eine wahrschafte Halskette, die für jede Ruh stark genug gewesen wäre.